

eifrigen Sammler nutzlos wurden und die ganze Herrlichkeit in einem Zimmer der neuen Schule, wo sich die Vorräte der Volksküche befanden, in einem Haufen alten Gerümpels zusammenjank. Verwundert blickten die alten Adelsdamen der Huldenberge aus ihren vergoldeten Rahmen auf den Haufen verschütteten Suppenmehles und Dörrgemüses, in dem trotz aller Zurückweisungen der Kommunalverbände Maden munter herumwühlten. Ein entmutigender Anblick für den Schreiber dieser Zeilen, dem die ehrenvolle Aufgabe zuteil ward, aus diesem Trümmerhaufen in dem Zimmer, was der Schulvorstand zu diesem Zwecke überlassen hatte, ein Heimatmuseum aufzubauen. Und es gelang. Heute tritt der Besucher, für den sich dieser Raum jeden ersten Sonntag des Monats öffnet, in ein freundliches Zimmer, und er weiß nicht, wohin er zuerst sein Augenmerk richten soll. Durch die Freigebigkeit des Herrn Baron Oppen von Huldenberg sind gegen 60 Gemälde der früheren Schlossgalerie hierhergewandert. Gepanzerte Herren mit lockiger Perücke und gepuderte Damen blicken mit ihren mandelförmigen Augen seltsam auf die Besucher, und das alte Spinett, dem fast alle Saiten fehlen, träumt von den süßen Liebesliedern, die schöne Hände auf ihm vor so langer, ach so langer Zeit spielten. Ein leises Knirschen verrät, daß in den mit Schweinsleder überzogenen Holzdeckeln der Folianten aus dem Schloßarchive, die auf dem Tische unter andern Schriften aufmarschiert sind, Leben steckt. Leben, das tötet. Der Holzwurm wühlt und bohrt und zeigt nicht die geringste Achtung vor den lateinischen Abhandlungen über Gerichtsbarkeiten, die der hochgelahrte selige Herr Erasmus von Huldenberg vor reichlich 200 Jahren schrieb. Auch unter dem Taufengel aus der früheren Ortskirche, der mit seinem vergoldeten Gewande an der Decke hängt und das Taufbecken hält, als brächte er das Wasser dem jungen Christen vom Himmel herab, liegt jeden Morgen ein Häufchen des gelben Mehles. So sieht der Verwalter eines Museums trotz eifrigster liebevollster Pflege seine Lieblinge langsam dahinsterven. Der alte Brotschrank von 1804 aus der Bauernstube ist dagegen aus anderm Holz. Ausdringlich wölbt er seine grellbemalten Türen vor und scheint von dem gesunden Schlage seiner Besitzer etwas überkommen zu haben, oder ist es der scharfe, durchdringende Käsegeruch, der trotz allen Scheuerns jetzt noch seinem Innern anhaftet, der ihn gleichzeitig konservierte? Der fleißige Weber scheint eben seinen Webstuhl in der Ecke verlassen zu haben, vielleicht sieht er nach der Mutter, daß sie dem Enkelkinde unter den bunten Betten in der Wiege die Flasche gibt. Doch nein, es ist ja schon über ein Menschenalter her, daß er für immer seinen Webstuhl verließ. Unbeerdigte Leichen ringsum, und ich bin mit ihnen so vertraut geworden, daß mir jedes, wenn ich auf dem verschossenen Sofa aus dem Zimmer einer Baronin sitze, in seiner stummen Sprache seine Lebensgeschichte erzählt, erzählt von Leiden und Freuden unserer Urväter, und wenn es das kleine zierliche Steinbeil ist, das Jahrtausende im Waldboden verborgen schlief, bis es hier seine Auferstehung feierte.

Wie lieb ich Dich, mein Vaterland! Oberlausitz, wie bist Du so traut!

Wie ich diesen Sommer unsere schöne Heimat besuchte, fand ich manches recht verändert!
Eins nur war geblieben: die Liebe der eingeborenen Oberlausitzer zum sächsischen Vaterland!

Aber viele Eingewanderte waren der Meinung und verbreiteten sie auch: es muß noch mehr gewütet werden, und da ist es denn an der Zeit, daß wir Alten jetzt kurz vor den Landtagswahlen unseren Landsleuten treu und offen sagen:

Unsere Großeltern und Eltern fühlten sich, als es Ruhe und Ordnung im Vaterland gab, wohler als jetzt!

Am Wahltag aber gebe jeder seine Stimme nur dem Kandidaten, der deutsch denkt und deutsch handelt, zum Wohle unseres sächsischen und deutschen Vaterlandes.

Mit Heimatgruß
A. M.,

Mitglied der Oberlausitzer Landsmannschaft, Dresden.

Aus Dybins vergangenen Tagen

Ueber diesen Gegenstand hielt, wie wir bereits kurz erwähnt haben, gelegentlich der diesjährigen Wanderversammlung des Verbandes „Lusatia“ Herr Oberbahnhofsvorsteher H a s e - Dybin einen fesselnden und höchst beachtenswerten Vortrag, auf den etwas ausführlicher zurückzukommen sich entschieden verlohnt, wenn schon vielleicht nicht alle Einzelheiten allseitige und unbedingte Zustimmung finden mögen. Jedenfalls ist hier mit großem Fleiß eine so reiche Fülle des Wissenswerten über den Berg und das Dybner Tal zusammengetragen, wie man nicht häufig bei einander findet.

Für die Richtigkeit der von dem Vortragenden in der Einleitung ausgesprochenen Vermutung, daß die Zittauer Berge schon in der vorchristlichen Zeit für unsere germanischen Vorfahren als Begräbnisplätze und geheiligte Stätten der Götterverehrung eine hochbedeutende Rolle gespielt haben, spricht neben einer langen Kette folgerichtiger Erwägungen auch eine ganze Anzahl vorgeschichtlicher Funde, obwohl eine planmäßige Erforschung unserer Gegend nach dieser Hinsicht leider noch nicht begonnen hat. Jedenfalls ist erwiesen, daß der T ö p f e r eine reiche Fundgrube für Urnenscherben ist, die aus der vorwendischen, germanischen Besiedlungsperiode stammen. Auch sind unweit der heutigen Baude Brakteaten anscheinend römischen Ursprungs gefunden worden. Die beiden auf dem Gipfel noch vorhandenen Wackelsteine sind unzweifelhaft als germanische Opferstätten anzusprechen, und der noch vorhandene Steinwall im Umfang von 500 Schritt läßt ebenfalls erkennen, daß sich dort oben eine wichtige germanische Kultstätte befunden haben muß. Ähnliche Vermutungen begründet der A m e i s e n b e r g angesichts seines Gözen-, Kanzel- und Wackelsteins, und auch die Sage deutet darauf hin. Bezüglich des P f e r d e b e r g e s läßt uns zwar die Forschung bis jetzt vollständig im Stich; auch wollen die im Umlauf befindlichen Deutungen seines Namens keinen rechten Anhalt bieten (vielleicht erst recht, wenn man erwägt, daß das Pferd das Sinnbild des Schlachtengottes Thor oder Donar ist! Der Berichterstatter.). Es ist aber trotzdem sehr wahrscheinlich, daß der Berg infolge seines engen Zusammenhanges mit dem Ameisenberg als vorgeschichtliche Kultstätte unserer Altvorderen in Betracht kommt. Die Höhe, die den Dybner Kessel im Süden abschließt, nämlich der ganze Hainberg mit dem Johannisstein, ist noch im Mittelalter mit uralten Linden und Eiben, den heiligen Bäumen der germanischen Götterwelt, bestanden gewesen. Der letzte Rest dieses gewaltigen vorgeschichtlichen Heiligtums dürfte der heutige Name des Ortsteils Hain sein.

Sehen wir uns nun einmal den Berg Dybin etwas genauer an. Für die Ableitung seines Namens von einem slawischen Frauennamen, wie sie ein tschechischer Gelehrter aus begreiflichen Gründen durchsetzen möchte, fehlt jede stichhaltige Grundlage. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er dem alten Göttervater geweiht gewesen und daher als Odins- oder Wotansberg zu bezeichnen ist. Jedenfalls ist 1849 im mittleren Raubschloßfelsen eine unzweifelhaft als altheidnischer Opferkessel anzusehende Höhlung durch Zufall entdeckt, leider aber dann wieder zugeschüttet worden. Diese Vermutung wird aber noch durch weitere Fundstücke belegt. So fanden 1847 Steinbrucharbeiter im hinteren Teile des Hausgrundes sieben in eine Höhlung eingelassene weiße Urnen mit Ascheresten. Auch im übrigen sind verschiedene Aschebehälter aufgefunden, leider aber wenig pfleglich behandelt und meist zertrümmert worden. Zwei Dolchfunde und eine Pferdetrense ver-